

Die Mission der Kirche in einer säkulareren Welt

Die Volkskirche tut sich immer noch schwer, missionarisch zu den Menschen aufzubrechen

Alexander Garth

Wenn die Prognosen stimmen, dann wird die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) bis zur Jahrhundertmitte die Hälfte ihrer Mitglieder – also rund 12 Millionen - verlieren. Drei Faktoren sind für diese Entwicklung in den nächsten 30 Jahren verantwortlich: *Erstens* verlassen jedes Jahr eine Viertelmillion Mitglieder die 20 Mitgliedskirchen der EKD. *Zweitens* lassen immer weniger kirchliche Eltern ihre Kinder taufen. *Drittens* ist durch den Bevölkerungsschwund mit einem weiteren Rückgang der Zahl der Kirchenmitglieder zu rechnen. Die Reihen der Generation der Babyboomer beginnen sich zu lichten. Viele von ihnen waren treue Kirchenmitglieder. Das bedeutet auch, dass sich die Kirchensteuereinnahmen halbieren werden.

Eine gescheiterte Kirchenreform?

Der frühere EKD-Ratsvorsitzende *Wolfgang Huber* hat schon in den Neunzigern auf diese Entwicklung hingewiesen und eine Kirchenreform angestoßen, die das Grundproblem der evangelischen Kirche hierzulande angehen sollte: Kirche muss einladender und ausstrahlender werden - besonders für die, die äußerlich (oder auch nur innerlich) ohne Kirche und Glaube leben. Das alte Wort dafür: Die Kirche muss einladender und ausstrahlender werden – besonders für die , die äußerlich (oder auch nur innerlich) ohne Kirche und Glaube leben. Das alte Wort dafür: Die Kirche muss missionarisch werden. Das war auch das herausragende Thema der EKD-Synode 1999 in Leipzig. Der Theologieprofessor *Eberhard Jüngel*, der dort das Grundsatzreferat zum Thema Mission hielt, sagte damals: „Wenn Mission und Evangelisation nicht Sache der ganzen Kirche ist oder wieder wird, dann ist etwas mit dem Herzschlag der Kirche nicht in Ordnung.“ Der Versuch in der Ära Huber, den Großtanker EKD auf Mission zu drehen, gilt für viele heute als gescheitert. Weite Teile vor allem der Pfarrerschaft begegneten dem erforderlichen Mentalitätswandel mit Skepsis.

Zur Mission gibt es keine Alternative

Obgleich Mission die „konstitutive Grundstruktur der christlichen Kirche“ ist (so Eberhard Jüngel), herrscht eine latente Skepsis, ja häufig sogar Aversion gegen das missionarische Anliegen. Schaut man auf die Lebensäußerungen der Evangelischen Kirche, dann scheint Mission nicht ihr zentrales Anliegen zu sein. Vielmehr erscheint Mission als ein Randphänomen, als Tummelplatz für kirchliche Randsiedler und evangelikale Eiferer. Der Missionsgedanke fristet in unserer Kirche ein kümmerliches Dasein. Und auch kirchenleitende Gremien sind eher damit beschäftigt, wen sie alles nicht missionieren wollen (herausgarendes Beispiel: die Arbeitshilfe der Rheinischen Kirche „Weggemeinschaft und Zeugnis im Dialog mit Muslimen“, die jede Mission unter Muslimen

ablehnt) als damit, wie die Kirche einladend und ausstrahlend für die Menschen werden könnte, denen die Liebe Christi gilt. Dabei gibt es sowohl von Wesen und Auftrag der Kirche her wie auch in Anbetracht der Herausforderungen der Zukunft keine Alternative zu einem missionarischen Aufbruch. Heute wird immer klarer: Eine Kirche, die nicht dafür lebt, das Evangelium unter die Leute zu bringen, versinkt in der Bedeutungslosigkeit, und eine Gemeinde, die nicht missioniert, stirbt.

Eine Missionsfeindliche Mentalität

Offensichtlich ist die missionsfeindliche Mentalität ein folgenreicher Teil unserer kirchlichen DNA. Daher gehört eine selbstkritische Analyse der Faktoren, die uns daran hindern, missionarisch in die Zukunft aufzubrechen, unbedingt zu unseren theologischen Aufgaben. Die mangelnde Bereitschaft und Fähigkeit zur Mission hat viele Symptome. Sie versteckt sich hinter theologischen Bedenken, hinter einem kolonialistischen Missionsverständnis der Vergangenheit, hinter dem sympathischen Wort „Dialog“ und hinter einem nicht zukunftsfähigen Verständnis von Kirche als religiöser Betreuungsinstitution für die, die durch Taufe und Mitgliedschaft dazu gehören. Was aber sind die eigentlichen Gründe dafür, dass wir uns mit Mission so schwer tun? Sie liegen nicht nur in einem schwammigen Missionsbegriff, nach dem die einen unter Mission eine bessere Öffentlichkeitsarbeit der Kirche verstehen, andere Mitgliederwerbung, wieder andere die Weitergabe von christlicher Bildung. Es sind vor allem sechs Faktoren, die eine unmissionarische Mentalität generieren:

1. Für ein Kirchenmodell mit Zukunft

Mit dem Konstantinischen Staatskirchentum (der römische Kaiser Konstantin erhob im Jahr 313 das Christentum zu einer staatlich anerkannten, dann später privilegierten Religion) haben wir ein Kirchenmodell geerbt, das den Anforderungen der Zukunft nicht genügt. In der Vergangenheit gehörte jeder Untertan mit Ausnahme der Juden zur Kirche. Wer das nicht wollte, musste damit rechnen, ins Ausland oder gar ins Jenseits befördert zu werden. Die Kirche hatte es nicht wirklich nötig, Menschen zu gewinnen. Es genügte, die Kirchenmitglieder zu parochialisieren und zu sakramentalisieren. Das führte zu einer nachlässigen und faulen Grundhaltung in Sachen Mission. Aber die Situation hat sich gründlich gewandelt. Die Entfremdung weiter Teile der Bevölkerung von Glaube und Kirche nicht nur in Ostdeutschland und steigende Kirchenaustrittszahlen zwingen die Kirchen zum Nachdenken, wie sie einladender für Kirchendistanzierte werden kann.

Eine Doppelstrategie verfolgen

Wer heute in der Landeskirche zukunftsweisend arbeiten will, muss eine Doppelstrategie verfolgen. Zum einen gilt es, die vielfältigen Chancen traditioneller kirchgemeindlicher Arbeit zu nutzen. Die Arbeit der Gemeinde vor Ort ist sozusagen das Standbein. Daneben muss die Kirche neue missionarische Arbeitsformen entwickeln, und zwar für die Menschen, die mit den klassischen Formaten - meist im Stile christlichen Bildungsbürgertums - nicht erreicht werden. Das

ist das Spielbein. Und nur im charmanten Wechselspiel von Standbein und Spielbein können wir heute eine ausstrahlende und auch wachsende Kirche entwickeln, die den gesellschaftlichen Transformationsprozessen Rechnung trägt. Das Problem ist, dass diese Doppelstrategie die meisten kirchlichen Mitarbeiter überfordert, weil sie dafür nicht ausgebildet sind. Die theologischen Fakultäten lehren immer noch zum überwiegenden Teil an der Wirklichkeit einer säkularen Welt vorbei.

2. Die ekklesiologische Lücke

Die Evangelische Kirche hat in ihrer Ekklesiologie (die Lehre von der Gemeinde) eine defizitäre Sicht von Kirche. In der Augsburger Konfession von 1530, dem wichtigsten Evangelischen Bekenntnis, wird in Artikel 7 die Gemeinde zum Predigthörer und Sakramentsempfänger degradiert. Danach ist die Kirche die Versammlung aller Gläubigen, „bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden“. Die gemeinschaftliche, missionarische und universale Dimension der Kirche fehlt. *Eberhard Jüngel* spricht von einer „ekklesiologischen Lücke, die in der überlieferten Ekklesiologie unübersehbar klaffte“ und die sich erst in unseren Tagen zu schließen beginnt. Diese verengte Sicht auf das Wesen und die Aufgabe der Kirche hat über Jahrhunderte eine Betreuungsmentalität erzeugt. Die Kirche sah ihre Berufung vor allem darin, die Menschen in Kirchgemeinden pastoral zu betreuen, statt sie zum Christuszeugnis in der Welt zu berufen und zu trainieren.

3. Postmoderne Kuschelreligion

Das Evangelium von der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen durch die freie Gnade Gottes in Christus ist verdunkelt. Die Gründe dafür sind vor allem darin zu suchen, dass die derzeitige Theologengeneration geistlich-theologisch stark verunsichert ist. Theologische Modeströmungen der letzten 50 Jahre haben die Christologie auf die Ethik reduzierten und aus dem Glauben an die sich im Sterben am Kreuz verschenkenden Gottesliebe eine softe Kuschelreligion gemacht. Die Einzigartigkeit Jesu gerät in den Hintergrund. Statt um Christusnachfolge geht es vor allem um spirituelle Selbstverwirklichung. Die Botschaft von der Verlorenheit des Menschen ohne den Glauben an Christus gilt als Zumutung, Mission als Ausdruck einer aggressiven überheblichen Religion.

4. Immer noch ein Unwort

Die Begriffe Mission und Evangelisation sind für viele Kirchenleute negativ besetzte Reizworte, die nach Bekehrungsdruck, Einseitigkeit, rigider Moral und Fundamentalismus klingen. Auch ich habe missionierende Christen gelegentlich als eifernde und unsensible Radikalinkis erlebt. Aber das Anliegen von Mission und Evangelisation, Menschen in die Nachfolge Jesu zu rufen, muss aus seiner evangelikalen Verengung befreit werden und wieder zu Ehren kommen. Das Wort Mission wurde früher vor allem für die sogenannte Heidenmission verwendet, während Evangelisation den Ruf zum Glauben an getaufte Kirchenmitglieder umfasste. In einer säkularen Gesellschaft ist die

Unterscheidung überflüssig geworden. Das alte Verständnis von Evangelisation umschreibt zuerst eine Veranstaltung und dann den programmhaften Lebensstil von Christen und Gemeinden, um Menschen zu einer Bekehrung zu führen. Aber Evangelisation ist kein Programm besonders frommer Christen, sondern Ausdruck der suchenden Liebe Gottes, der Jesus für die Menschen gab und nun die Kirche sendet, um die Menschen zur Freundschaft mit Gott einzuladen.

5. Das postmoderne Glaubensbekenntnis: Alles ist relativ

Mission verstößt gegen das Dogma des Relativismus unserer Zeit, nach dem es keine absolute Wahrheit gibt, sondern nur viele Teilwahrheiten, die gleichberechtigt nebeneinander stehen. Wer missioniert, will anderen seine Wahrheit aufdrücken. Mission steht für Intoleranz, die zur Gewalt gegenüber Andersgläubigen führen kann. Missionieren ist etwas, das ein anständiger Mensch nicht tut. Und die kritische Frage „Sie wollen mich wohl missionieren?“ wird sofort heftig abgewehrt. Die Kirche hat sich von diesem Glaubensbekenntnis des postmodernen Relativismus einschüchtern lassen und redet lieber über soziale Gerechtigkeit, Frieden, Menschenrechte und Bewahrung der Schöpfung, weil sie sich hier der Zustimmung der säkularen Gesellschaft sicher sein kann. Da aber der Missionsgedanke zum Glauben gehört wie der Donner zum Blitz, hoffen missionarisch gesinnte Christen, dass sie auf ihren Glauben angesprochen werden. „Lebe so, dass du gefragt wirst“ lautet die Weisheit. Das aber ist eine Überforderung und eine Illusion. Wer ist schon eine Mutter Teresa oder ein Gandhi? Die meisten Christen sind ganz normale Leute, die ihre alltäglichen Kämpfe haben, um die Probleme des Lebens in den Griff zu bekommen.

Wenn die Apostel und die ersten Christen nur über ihren Glauben gesprochen hätten, wenn man sie danach gefragt hätte, wäre das Christentum schon in der ersten Generation ausgestorben. In der Zeit postmoderner Beliebigkeit geht es vielmehr darum, das Sympathische, Frohmachende, Sinnstiftende, Einladende und das Lebens Stabilisierende des Glaubens zu kommunizieren. Worum es bei der Weitergabe der guten Botschaft geht, hat die großartige holländische Christin Corrie ten Boom mit einem wunderbaren Bild ausgedrückt: „Wir sind nur Bettler, die anderen Bettlern sagen, wo es Brot gibt.“ Wir sind das Evangelium den Menschen schuldig - um Gottes willen und der Menschen willen.

6. Mission ist keine zusätzliche Aufgabe

Viele Pfarrer und Mitarbeiter der Kirche verstehen Mission additional - als etwas, das sie noch zusätzlich zu den vielen Aufgaben tun sollen. „Ich schaff’ eh schon meine Arbeit kaum, und jetzt soll ich auch noch missionieren.“ Dahinter steht das alte Verständnis von Mission, das eine Aufgabe und Aktivität der Kirche umschreibt. Mission aber ist kein Akt der Kirche, sondern ihr Sein in dieser Welt. Was wir als Gemeinde tun, ob predigen, unterrichten, verwalten, mit Leuten reden, musizieren, feiern, das ist Mission, wenn unser Tun durchdrungen ist von der Beauftragung und Begabung Gottes, seiner suchenden Liebe in dieser Welt Ausdruck zu verleihen.

